

Selbstporträt mit Narbe

Roman Fristers Holocaust-Erinnerungen «Die Mütze»

Wäre es nach dem ehernen Gesetz der Wahrscheinlichkeit gegangen, so hätte Romans Fristers Lebensbericht niemals erscheinen dürfen. Der Autor wäre unfehlbar dem Naziterror zum Opfer gefallen: bei seiner Verhaftung in Krakau erschossen, zusammen mit seiner Mutter beim Verhör ermordet, von seinem im Lager an Typhus sterbenden Vater angesteckt, in Auschwitz vergast, in den ostpolnischen Wäldern von antisemitischen Freischärlern niedergemetzelt, in Mauthausen im Elektrozaun verendet, auf dem Todesmarsch zusammengebrochen, an Auszehrung gestorben, der ausbrechenden Tuberkulose erlegen. Roman Frister (geb. 1928) aber ist wie durch ein Wunder aus der Hölle des Holocaust als Überlebender hervorgegangen. Der Körper hat sich von den Misshandlungen erholt, die Seele nicht. Die hebräische Originalausgabe von Fristers Autobiographie trägt den programmatischen Titel «Selbstporträt mit einer Narbe». Fristers Thema ist mithin nicht die Schilderung der Überwindung aller drohenden Todesgefahren, sondern das Aufdecken der eigenen seelischen Invalidität.

Überleben als Schuld

Der deutsche Titel «Die Mütze» spielt auf jene Episode an, deren moralische Bedenklichkeit das ganze Buch überschattet: In Auschwitz wird Roman Frister von einem Kollaborateur missbraucht. Um den gefährlichen Zeugen seiner Homosexualität aus dem Weg zu räumen, nimmt der privilegierte Vergewaltiger Fristers Mütze weg – wer ohne Mütze beim Morgenappell antritt, wird sofort erschossen. Noch in derselben Nacht stiehlt Frister eine andere Mütze, wohl wissend, dass er damit einen Mithäftling in den sicheren Tod schickt. Der Wille zum Überleben als Schuld – hier liegt das moralische Problem, das die Erzählung vorantreibt. Man könnte Fristers Erkenntnisinteresse nachgerade ein kritisches im Kantschen Sinne nennen: Er fragt nach den Bedingungen der Möglichkeit der Sittlichkeit unter Extrembedingungen.

Mit besonderer Dringlichkeit stellt sich dabei das Problem der Verrechnbarkeit von Menschenleben: Darf man zum Schutz des eigenen Lebens das Leben anderer gefährden oder sogar bewusst zerstören? Dass Frister mit der Antwort auf diese Frage fast 500 Druckseiten füllt, zeugt von der Tragweite dieser Frage. Auch eine Talmud-Geschichte kann nur begrenzt weiterhelfen: Zwei Wanderer verirren sich in der Wüste, besit-

zen aber nur eine Flasche Wasser. Im Namen der Heiligkeit des Lebens ist es besser, dass der eine auf seinen Anteil verzichtet und dass der andere überlebt. Wer aber fällt die Entscheidung über Leben und Tod? Gilt die Darwinistische Regel: Chancen dem, der Chancen hat? Oder hat man die Fakten, die der Zufall geschaffen hat, zu akzeptieren? Wo verläuft die Grenzlinie zwischen autonomem Handeln und Schicksal? Welcher Schuld setzt sich der Einzelne bei Grenzüberschreitungen aus?

Roman Frister plädiert für eine relative Moral, welche die Begleitumstände des Handelns berücksichtigt. Allerdings zeigt der Nachdruck, mit dem er gegen das selbstgerechte Festhalten an einem «*minimum morale*» kämpft, dass ihn selbst ein gesteigertes Rechtfertigungsbedürfnis für seine eigene Vergangenheit antreibt. Und ein solches Bedürfnis nährt sich ja gerade aus den Ansprüchen jener aufklärerischen Moral, die in der Nazi-herrschaft ihre monströseste Verkehrung gefunden hat. Roman Frister trägt jedoch schwer an jener Schuld, die vielen Shoa-Opfern im Knochenmark sitzt: Das eigene Überleben kompromittiert im subjektiven Bewusstsein den Protest gegen die Perversion aller humanitären Werte. Deshalb präsentiert sich Fristers Autobiographie in erster Linie als Protokoll einer seelischen Ver-sehrtheit, die ethisch gar nicht mehr auflösbar ist.

Skandalwert

«Die Mütze» stand sowohl in Israel als auch in Polen wochenlang auf der Bestsellerliste. Dass Fristers Buch gerade in diesen zwei Ländern auf grosses Interesse stösst, ist symptomatisch für seinen Skandalwert. Frister kratzt an zwei nationalen Mythen, denen in Israel und Polen zentrale Bedeutung zukommt. Die israelische Staatsgründung im Jahr 1948 stand im Zeichen des Holocaust und legitimierte sich mit dem Hinweis auf die Notwendigkeit einer Zufluchtsstätte für verfolgte Juden. Ein anderes Selbstverständnis für einen Shoa-Überlebenden als das des Opfers war in der offiziellen Lesart kaum denkbar. Dass Roman Frister nun einen Bericht vorlegt, in dem er die komplizierte Dialektik des Unrechts unter moralischen Extrembedingungen offenlegt, rüttelt an den Grundfesten der israelischen Holocaust-Deutung. Besonders empörend muss auf den israelischen Leser die Art und Weise wirken, mit der er sich selbst als gewieften Profiteur des kommunistischen Regimes in Polen darstellt – und so

implizit seine Lagererfahrung zur Lebensschule umdeutet. Fristers Fazit lautet: Der Mensch gelangt durch Unrecht am eigenen Leib keineswegs zu einer geradlinigen Ethik, sondern entwickelt fast mechanisch einen Instinkt, der ihm in einem Klima von organisierter Willkür überleben hilft. Bezeichnend für die israelische Rezeption ist der Vorwurf, den sich Frister vom Rezensenten der Zeitung «Ha-Aretz» einhandelt: Sein Buch trage den Stempel einer «morbiden Vitalität».

Nicht weniger tief gehen die Wunden, die Frister in das polnische Nationalbewusstsein reiss. Der Zweite Weltkrieg entlässt Polen in einen Zustand totaler Ernüchterung. Der erst 1919 wiedergewonnene Nationalstaat verwandelt sich nach 1945 in einen Moskauer Satelliten. Polen kehrt zu Verhältnissen des 19. Jahrhunderts zurück und nimmt de facto erneut den Status einer russischen Provinz ein. Noch verheerender als die politische Bevormundung wirkt sich aber die Zerstörung des zentralen romantischen Nationalmythos auf die kollektive Befindlichkeit aus: Polen ist nach dem Zweiten Weltkrieg plötzlich nicht mehr der leidende «Christus», sondern der Friedhof «der Nationen». Vielleicht kann ein makabrer polnischer Neid auf die Exklusivität des jüdischen Märtyrertums die Tatsache erklären, dass es in Polen bereits 1946 wieder zu antisemitischen Pogromen kommt und dass ab 1968 der Antisemitismus als innenpolitisches Kampfinstrument eingesetzt wird.

Frister stellt in seiner Autobiographie die Arroganz der Polen im Umgang mit ihren jüdischen Mitbürgern schonungslos bloss: Unter der sowje-

tischen Besatzung wird Frister von einer Lehrerin dazu gedrängt, sich zu den Pionieren zu melden, damit die polnischen Kinder verschont bleiben; später erklärt ihm ein katholischer Priester den Unterschied zwischen einem Polen mit tausendjähriger Nationaltradition und einem Juden mit angenommener polnischer Nationalität; schliesslich wird Frister nicht als Direktor des staatlichen Tourismusbüros angestellt, weil bereits zu viele Juden in leitender Stellung im öffentlichen Dienst tätig sind.

Bewusste Provokation

Roman Fristers Bildersturm macht auch vor seinem eigenen Kulturkreis nicht halt. Böse Worte findet er zum Untergang des ostgalizischen Judentums: «Als die kleinen jüdischen Städte in Ostpolen ausgerottet waren, wurde diese traurige Welt in sentimentaler Nostalgie als eine verlorene Kultur beschrieben. Die Armut, der Schmutz und die Rückständigkeit waren vergessen; in Erinnerung blieben lediglich die Poesie der Geschichten eines Isaac Leib Perez, die Klugheit eines Herschele Ostropoler, Chagalls fliegender Geiger und das Vermächtnis der Weisen aus dem Osten.» Frister legt sein Buch als bewusste Provokation an. Man mag seine Ansichten nicht teilen, vor der Auseinandersetzung mit seinem Zeugnis kann man sich nicht dispensieren.

Ulrich M. Schmid

Roman Frister: Die Mütze oder Der Preis des Lebens. Ein Lebensbericht. Aus dem Hebräischen von Eva und Georges Basnizki. Siedler-Verlag, Berlin 1997. 478 S., Fr. 46.-.